

Predigt zu Lk. 3,3-14.18 am 15.12.24

3. Advent

Keine krummen Sachen, darum geht es Johannes bei seiner Publikumsbeschimpfung.

„Was krumm ist, soll gerade werden.“

Dabei dürfte es sich wohl um etwas ganz anderes handeln, als überall die Erde zu planieren. Um Geradheit zwischen Menschen und zwischen Mensch und Gott, geht es Johannes, um Aufrichtigkeit. Es geht darum, das aufzugeben, auf das man bisher gebaut hat, darum, den eigenen Fundamentalismus aufzugeben und sich auf den Weg zu machen in die Zukunft Gottes hinein.

Und es wäre schon ein Gewinn, es wäre eine Öffnung für das kommende Heil, gelangte jemand zu einer Lebenshaltung, wie Günter Kunert sie in seinem Gedicht „Für mehr als mich“ ausdrückt:

„Ich bin ein Sucher / eines Weges. / Zu allem, was mehr ist / als / Stoffwechsel, / Blutkreislauf, / Nahrungsaufnahme, / Zellenzerfall. — Ich bin ein Sucher / eines Weges, / der breiter ist / als ich. / Nicht zu schmal. / Kein Ein-Mann-Weg. / Aber auch keine / staubige, tausendmal / überlaufene Bahn. — Ich bin ein Sucher / eines Weges. / Sucher eines Weges / für mehr / als mich.“

Doch nun reihen uns ein in die Menschenmenge, die da am Jordan über Stock und Stein zieht. Die Menge ist erwartungsvoll. Die Menge stockt, sie ist schon nahe am Ufer angelangt. Alle bleiben stehen. Da ist er. Der Mann, der Johannes heißt, er redet zu den Menschen. Sie hängen an seinen Lippen.

Aber was ist das nun? Er fängt an zu schimpfen, zu zetern, voller Zorn, voller Empörung, voller Drohungen: *„Schlangenbrut! Was bildet ihr euch ein, dass ihr dem kommenden Zorn entrinnen könnt. Die Axt liegt schon den Bäumen an der Wurzel, und kein Baum bleibt stehen, der keine lohnende Frucht bringt. Abgehauen wird er und ins Feuer geworfen.“*

Es besteht kein Zweifel, dass Johannes in der Menschenmenge einen Wald von unfruchtbaren Bäumen sieht. Kein Zweifel, dass er denkt, sie seien auf dem völlig falschen Weg und hegen völlig falsche Vorstellung über das Leben, über sich selbst und das künftige Gericht.

Aber immerhin: vor seiner Schimpfkanonade zitiert er den Propheten Jesaja, dessen Schlusswort lautet: „...und alle Menschen werden den Heiland Gottes sehen.“

Was für eine wunderbare Perspektive! Diese Worte klingen im Benedictus an, dem Lobgesang des Zacharias. Anlässlich der Geburt von Johannes, seinem Sohn, singt Zacharias davon, dass Gott barmherzig ist und eine heilende Macht erweckt hat. Das sind Worte, die wir normalerweise nicht mit dem Täufer Johannes in Verbindung bringen.

Lukas allerdings stellt diese Worte von Zacharias voran und eröffnet damit einen Horizont, in dem es möglich ist, die Zeit bis zum Ende der Zeit auszunutzen und diese nicht nur als beängstigende Katastrophenzeit zu erleben, sondern als eine Zeit, in der Rettung möglich ist – vorausgesetzt, man erkennt die Zeichen der Zeit und nimmt sie ernst.

Nicht nur die Klimakatastrophe, aber die vor allem, zeigt, dass wir vieles, was schon jahrzehntelang bekannt ist, schlicht und einfach ignoriert haben, zum Beispiel, dass die Erde ihre Grenzen hat und ihre Ressourcen und ihre Belastbarkeit endlich sind. Diese Grenzen haben wir Menschen in weiten Teilen überstrapaziert, ohne uns klarzumachen, dass damit ein ganzes System außer Kontrolle gerät, unaufhaltsam.

Klimawissenschaftler:innen sagen sehr klar: Wenn wir auf diesem Wege weitermachen, gibt es irgendwann kein Zurück. Es geht eben nicht immer so weiter, wie man annimmt, so wie das ein alter Witz zur Sprache bringt:

Jemand fällt aus dem dreißigsten Stock eines Hochhauses und denkt bei Stockwerk 10: „Also bis jetzt ging es doch gut.“

Auch wenn vieles nicht mehr zu retten ist – zum Beispiel ist die Artenvielfalt in der Natur auf dramatische Weise und unumkehrbar zurückgegangen – Rettungsschritte sind möglich. Ohne dieses Grundvertrauen laufen alle Gegenwartsdiagnosen ins Leere.

Wer nicht glaubt, dass wir eine Möglichkeit haben, dem Rad in die Speichen zu fallen und zumindest eine Kurskorrektur vorzunehmen, wird stumm bleiben und weitermachen wie bisher. Wer etwas ändern will, fragt auch noch heute:

„Was sollen wir denn tun?“

Als habe Johannes nur auf diese Frage gewartet, ändert sich plötzlich sein Tonfall. Schlangenbrut, Zorn, Axt schon vergessen? Das, was die Menschen konkret tun

sollen, scheint nicht zu dem vorangegangenen Ausbruch zu passen. Sanft und bescheiden geht es weiter. Drei Anweisungen werden gegeben:

„Wer zwei Hemden hat, der gebe dem, der keines hat; und wer zu essen hat, tue ebenso.“

Also: teilen und alle teilhaben lassen an den Lebensgaben.

Und – im Blick auf die Zolleintreiber – niemanden wie eine Zitrone auspressen und in Armut stoßen.

Und – im Blick auf die damalige Praxis von Soldaten – niemanden zu Wegen und zum Lastentragen zwingen oder, um den Sold aufzubessern, ausrauben und Beute machen.

Es handelt sich um Basisforderungen für ein funktionierendes Gemeinwesen, das die Schwachen schützt und den Starken im Interesse des Gemeinwohls sinnvolle Grenzen setzt.

Stellte man sich vor, diese drei Forderungen würden tatsächlich umgesetzt, würden zwar Berge und Täler an ihrem Platz bleiben, aber das Antlitz der Erde wäre noch sehr viel schöner.

Johannes versucht seine Zuhörer da abzuholen, wo sie gerade sind. Er spricht die Menschen darauf an, wie sie in ihrem eigenen alltäglichen Leben das Leben gewinnen können.

Dabei hat er eben auch die Zöllner und Soldaten im Blick. Er stellt ihren Beruf nicht in Frage und verlangt auch nicht die Aufgabe ihres Berufes. Eine Änderung der staatlich-politischen Grundbedingungen des Lebens überschreitet den Horizont aller Beteiligten damals.

Außerdem: Johannes geht es um Moral, um die Änderung des Menschen und seiner Einstellung zum Mitmenschen. Ihm geht es darum, was ein Einzelner mit seinem Wissen und Willen verantworten kann und muss, auch in seinem Beruf, auch als Zöllner und Soldat. Es wirkt allerdings ziemlich kleinbürgerlich lieb und naiv, wenn er den Soldaten zuruft:

„Tut niemanden Gewalt oder Unrecht und lasst euch genügen an eurem Sold.“

Johannes kritisiert hier lediglich die überschießende Gewalt und Willkür des einzelnen Soldaten. Wenn schon Kriege, dann sollten es „anständige“ Kriege bleiben.

Heute wissen wir längst, dass es anständige Kriege nicht gibt. Zusammen mit allen Menschen, die unter Krieg zu leiden haben, müsste man Johannes zurufen:

„Du hättest gut daran getan, den Krieg als solchen unter Verbot zu stellen und gegen das Führen von Kriegen dein moralisches Veto einzulegen. Nicht die einzelnen Soldaten – die „Frontschweine“, die „Söldner“, die „Gefreiten“ - , vielmehr: die Heerführer, die Politiker, die Geldgeber – die eigentlichen Kriegsprofiteure zu allen Zeiten – hättest du ansprechen sollen!“ Aber wie heißt es so schön:

hätte, hätte, Fahrradkette.

Auf einmal springen wir wieder zurück, lassen die Wüste, den Jordan, Johannes und die Menschenmenge hinter uns und landen wieder im Advent in dieser Kirche.

„Was sollen wir denn tun?“, so fragten sie damals Johannes, den Täufer. Und auch wir fragen angesichts einer bedrohten Erde: „Was sollen wir denn tun?“

Nun, das Wichtigste, was ein Einzelner, eine Einzelne tun kann, ist, nicht alleine zu bleiben. So empfiehlt es jedenfalls Eckard von Hirschhausen in seinem Buch „Mensch, Erde!“ und führt dann weiter aus:

„Die Klimakrise ist komplex. Und so muss auch ihre Lösung sein. Weder wird es DIE eine Idee geben noch DEN Erfinder, der uns rettet. Dabei spielt es dann auch keine Rolle, von wem genau die Idee kam, wenn sie gut ist. In der Wissenschaft gilt schon lange, dass die großen Durchbrüche nicht mehr einem einzigen „Selbst“ zugeschrieben werden können, sondern einer Gruppe, einem Team, einem Resonanzboden. Die Frage „Wer bin ich, und wenn ja wie viele?“ ist damit beantwortet. Ich bin sowieso viele.“

Und er zitiert den britischen Philosophen Derek Parfit, der 2017 verstarb: „Bevor wir die Welt um einen ominösen Gegenstand wie ein Selbst vermehren, könnten wir auch einfach anfangen, es weniger wichtig zu nehmen, uns mehr darüber zu freuen, wenn geistige Inhalte geteilt und weitergegeben, gemeinsame Projekte realisiert werden, kurzum: Wir könnten weniger Ego-Theater veranstalten.“ Soweit Eckart von Hirschhausen.

Gemeinsam mit anderen ist es eher möglich, denke ich, auf zunächst verrückt erscheinende Ideen zu kommen, die sich später dann doch als tragfähig erweisen.

Da kann dann die Angst vor dem Verlust von Dingen, die wir vor der Nase haben, weniger werden und die Vorfriede auf das, was wir an Lebensqualität gewinnen können, größer.

Da kann man sich gegenseitig motivieren, dem Wissen, was zu tun ist, auch Taten folgen zu lassen und diese Taten dann auch öffentlich zu kommunizieren, d.h. eine Geschichte des Gelingens zu erzählen. Ein Radwegenetz durch die Stadt etwa ist zwar noch kein globaler Erfolg, aber ein Anfang über den kann man sprechen kann. *Think globally, act and talk locally* – das fördert das Selbstwirksamkeitsgefühl und kann zum Nachahmen motivieren.

Allerdings: Ideen auskochen, sich gemeinsam auszumalen, wie es anders gehen kann und schöner, dafür ist der Zeitrahmen inzwischen äußerst eng.

Glaubt man den Fachleuten, so entscheiden die nächsten zehn Jahre, ob es uns gelingt, den endgültigen Kollaps der Erde, von der auch unsere körperlich-seelische Gesundheit abhängt, zu verhindern. Dabei geht es ihnen nicht um Panikmache, sondern darum, dass jetzt heilende und heilsame Prioritäten gesetzt werden.

Zu tun, was wir wissen, dazu brauchen wir auch in einem engem Zeitrahmen, einen langen Atem. Wir brauchen entgegen all der vielen Schreckensbilder und Hiobsbotschaften, die uns täglich erreichen, Bilder zum Aufatmen, Bilder von Bewahrung, die unserer Sehnsucht nach wahren Leben Raum geben.

Und da bin ich in den letzten Wochen auf den von Louis Armstrong gesungenen Song "What a wonderful world" gekommen, mit seinen einfachen Bildern von einer gesunden Erde und gesunden Menschen, vom klaren Himmel, von der Blume, die in ihrer Schönheit für sich und für uns blüht, vom Regenbogen am Himmel, der sich in den Gesichtern der Menschen wiederfindet, von Kindern, die aufwachsen, und mehr lernen, als wir jemals erfahren werden, von Menschen, die es gut miteinander meinen und einem Segen, der Tag und Nacht überspannt.

Wenn ich dieses Lied höre und mitsinge, dann berührt mich, der ich seit zweieinhalb Jahren Großvater bin, vor allem die Strophe, bei der es um die Kinder geht.

Ja, es ist schön, Kinder aufwachsen zu sehen. Es ist schön, in Kindergesichtern zu schauen. Das erfreut mein Herz und schenkt mir die Gewissheit: Das Leben wird weitergehen. Und es ist mir, als würde mit jedem Kind das kommende Heil schon

jetzt die Erde grüßen, als würde mich dabei auch jenes Kind grüßen, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern und dabei in die Worte des Propheten Jesaja einstimmen:
„Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben; und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter.

Aber auch jedes Adventslicht ist so ein Gruß, jeder Blick, jedes Wort und jede Tat, die von diesem Licht erleuchtet sind, ja und auch jedes Suchen nach dem Weg „für mehr als mich“.

Amen.

Pfr. Michael Kreitzscheck